

material bilden 26 Interviews mit Lehrerinnen und Lehrern, die zwischen 1967 und 1972 an Hamburger Gymnasien tätig waren.

Es spricht für die methodische Sorgfalt des Autors, dass er seine Beobachtungen nicht sogleich in ein systematisches Deutungsraaster zwingt, vielmehr zunächst acht der Interviews zu Einzelporträts verdichtet. Diese meisterhaft gezeichneten biographischen Skizzen, ausgestattet mit hoher individueller Konturenschärfe, dienen gleichsam als Warnung, nicht der Versuchung allzu rascher Verallgemeinerung nachzugeben. Indem vorgängig individuellem Detail Raum gegeben wird, kann der Autor in einem zweiten Arbeitsgang um so plausibler generationstypische Merkmale herausarbeiten.

Es ist sinnvoll, dass Reimer in seine Untersuchung auch die älteren Lehrerjahrgänge einbezieht, mit denen es die „68er“ zu tun hatten, als sie neu in den Beruf eintraten. Überzeugend korrigiert er die Vorstellung, die „68er“ seien in den Kollegien von vornherein auf geschlossene Ablehnung gestoßen. Wohl gab es Schulleitungen, die auf die Provokationen der von den Universitäten kommenden Rebellen mit konfrontativer Härte reagierten. Doch es gab auch Kooperationsangebote. Insbesondere jene reformgeneigten Pädagogen, die als „Zwischengeneration“ nach dem Krieg neu in die Schule eingerückt waren, erwiesen sich als durchaus dialogbereit und sahen in den „68ern“ potentielle Bundesgenossen, mit denen gemeinsam man Schule zu erneuern hoffte. Doch solche Bündnisse hielten in der Regel nicht lange vor. Die „Zwischengeneration“ wollte die Arbeit in der Schule verbessern, nicht ihren Rahmen sprengen. Die „68er“ gingen weiter, sie stellten die Autoritätsstruktur der Schule insgesamt in Frage.

In den Interviews wird sichtbar, welche Konflikte und Impulse sich aus dem Generationsgefälle ergaben. Ebenso deutlich wird aber auch, dass der Elan der „68er“ in dem Maße erlahmte, in dem die Zwischengeneration altersbedingt ausschied. Seit kein Gegenpart mehr zur Verfügung stand, begannen die Diskussionen innerhalb der Kollegien sich im Kreise zu drehen. Da wegen der enger werdenden öffentlichen Haushalte auch keine jüngere Lehrergeneration nachrückte, waren die „68er“ in den Schulen bald zunehmend „unter sich“. Ein Reflex darauf ist die Resignation und Vereinsamung, die aus vielen Interviews spricht. Man legt die vorzüglich geschriebene, quellennahe Analyse nicht ohne Beklommenheit aus der Hand. Joist Grolle

Stiftungen in der Wissensgesellschaft. Bericht über die 58. Jahrestagung vom 15. bis 17. Mai 2002 in Hamburg. Hg. Bundesverband Deutscher Stiftungen. Berlin 2003. 556 S., Abb., graf. Darst. + 1 Audio-CD u.d.T.: Stiftungen und Hochschulen in der Wissensgesellschaft: Ziele und Erwartungen privater Wissenschaftsförderer. (= 58. Jahrestagung des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen).

Das Medienecho war beachtlich, galt es doch gleich zwei Superlative zu vermerken: mit über 800 Teilnehmenden das größte Treffen einheimischer Stiftungen, das Deutschland je gesehen hatte, zudem an dem Orte, der sich selbstbewusst als „Hauptstadt des Stiftungsgedankens und Stiftungswesens“ bezeichnet (so Bürgermeister Ole von Beust), da er mit seinerzeit 828 Stiftungen mehr derartige „vitale und unverzichtbare Elemente unserer Gesellschaft“, von denen „Segen ausgeht“ (so Bundespräsident Johannes Rau), aufzuweisen hat als jede andere Stadt in Deutschland.

Die Rede ist offensichtlich von Hamburg, der Anlass war die 58. Jahrestagung des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen, die hier vom 15. bis 17. Mai 2002 an markanten Orten stattfand – vom Rathaus (Festveranstaltung und Empfang des Senates), St. Jacobi (ökumenischer Gottesdienst), Handelskammer (Mitgliederversammlung und Empfang – courtesy Airbus Deutschland), der Bucerius Law School (Präsentation des ersten Non Profit-Law-Yearbook), der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius (Pressekonferenz und gemeinsame Tagung von Vorstand und Beirat des Bundesverbandes) bis zur Altonaer Fischauktionshalle (geselliger Abend – courtesy Hamburgische Landesbank).

Anderswo ging es weniger spektakulär, dafür umso inhaltlicher zu. An insgesamt fünf „locations“ diskutierten die elf „Arbeitskreise Deutscher Stiftungen“ aktuelle Probleme ihrer Betätigungsfelder: Steuern, Recht und Wirtschaft; Kommunales; Soziales; Bildung und Ausbildung; Kunst und Kultur; Umwelt, Natur- und Landschaftsschutz; Kirchen; Wissenschaft und Forschung; Internationales; Bürgerstiftungen; Immobilienmanagement. Dass fünf dieser Arbeitstreffen in der Universität stattfanden, mag zunächst pragmatische Gründe gehabt haben, kann indes zugleich als äußerer Reflex inhaltlicher Ausrichtung gelesen werden: Die Jahrestagung stand unter dem Thema „Stiftungen in der Wissensgesellschaft“, und ihre hochkarätig besetzte Podiumsdiskussion, moderiert vom Generalsekretär der VolkswagenStiftung, kreiste um die Frage nach „Stiftungen und Hochschulen in der Wissensgesellschaft – Ziele und Erwartungen privater Wissenschaftsförderer“. Die beachtliche Bandbreite dessen, was auf dieser Tagung vorgetragen und, offenbar seltener, diskutiert wurde, ist – einschließlich seines Presseechos – in dem anzuzeigenden stattlichen Band nachzulesen (und nachzuhören). Bestätigt und mit zahlreichen Beispielen eindrucksvoll belegt wird hierbei, dass unsere Gesellschaft, zumal in ihrer derzeitigen und voraussehbaren künftigen Verfasstheit, auf ein expandierendes Stiftungswesen angewiesen ist und bleiben wird.

Eine angemessene Würdigung dessen, was auf diesen über 550 Seiten sowie der beigegebenen CD der Podiumsdiskussion dokumentiert ist, kann hier nicht geleistet werden. Überdies handelt es sich ja auch nicht um eine „historische“ Publikation, ist doch ihr Inhalt auf die Gegenwart, vor allem aber auf eine nachdrücklich zu gestaltende Zukunft gerichtet. Gleichwohl geht ihre Bedeutung über einen erneuten Beleg für die Rolle Hamburgs als Tagungsort und „Stiftungsmetropole“ weit hinaus: Sie ist bereits heute eine wichtige Quelle – erst recht für die in etwa zwanzig Jahren zu schreibende Analyse, wann, wie warum und – vor allem – um welchen Preis sich „der Staat“ aus seiner Verpflichtung verabschiedet hat, auch den Wissenschaftsbereich kompetent und engagiert nach eigenen Kriterien zu gestalten, anstatt alles Heil in „Deregulierung“ und einem „globalen Wettbewerb“ zu suchen.

Dabei wird die Ideologiekraft dessen, was derzeit der deutschen Universität – ganz gezielt auch und gerade von bedeutenden Stiftungen – angedient wird, in diesem Band ebenso wenig thematisiert wie die zunehmend bedeutsame Frage nach der Legitimation und Kontrolle der erheblichen Macht, die den Stiftungen über ihre materiellen Ressourcen in Verbindung mit ihren konzeptionellen Gestaltungszielen zugewachsen ist. Vor allem letztere ist nicht unproblematisch, belegen doch historische wie aktuelle Erfahrungen, dass nicht nur die Kunst, sondern häufig auch die Wissenschaft „nach Brot geht“. Das hiermit angedeutete Defizit ist weniger den Stif-

tungen anzulasten, die sich legitimerweise ihre Ziele selber setzen können, als der Politik und dem fehlenden Diskurs über die öffentlichen Aufgaben in einer demokratischen „Wissenschaftsgesellschaft“. Gleichwohl: Vielleicht wagt sich der Bundesverband in einer seiner künftigen Jahresversammlungen an diese kritische Selbstreflexion, welche Voraussetzung zumindest für jede Wissenschaftlichkeit ist. Damit diese praktiziert werden kann – auch gegen herrschende Trends –, bedarf es weiterhin, und vielleicht mehr denn je, ausreichend großer, öffentlich finanzierter und institutionell gesicherter Freiräume, in denen die Selbstbestimmung verlässlich ermöglicht wird, der unsere Verfassung im Grundrechtskatalog aus gutem Grund eine herausragende Bedeutung für eine freie Gesellschaft beimisst. Eckart Krause

Ein Vortrag von *Arthur Arnheim*, kenntnisreicher Jerusalemer Spezialist für das jüdische Leben in Dänemark, über „Altonas hebräische Buchdruckereien im 18. Jahrhundert“ ist im 71. Band von „Nordelbingen“ (2002, S. 33–50) übersetzt erschienen (zuerst in: „Bibliography and Booklore“ Bd. 21, 2001, S. 3–9). Noch bis weit in das 18. Jahrhundert hinein waren die Juden in der „Dreigemeinde AHW“ (= Altona, Hamburg, Wandsbek) auf die Lieferung von hebräischen Texten aus Amsterdamer Druckereien angewiesen. Obwohl es schon eine recht starke Gemeinde in Wandsbek gab, konzentrierte sich unter dänischer Herrschaft in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts das jüdische Leben um Altona. Dort existierten Anfang des 18. Jahrhunderts mehrere jüdische Lehranstalten, so dass ein dringender Bedarf an hebräischen Schriften bestand. 1726 nahmen zwei Druckereien ihren Betrieb auf, eine in Wandsbek und eine in Altona. Die letztere – von Samuel Poppert – bestand nicht sehr lange, sie wurde gefolgt vom Unternehmen von Ephraim Heckscher, der bis zu seinem Tode eher als Verleger denn als Drucker anzusehen war. Vermutet wird, dass Heckscher seinem Mitarbeiter Aharon ben Elijah Katz den Buchdruck überließ. Die Anwesenheit von gelehrten Rabbinern in Altona beförderte die Bedeutung der hebräischen Buchdruckereien außerordentlich, so dass ihre Werke weit über Altona hinaus verbreitet waren. Eine längere Kontroverse zwischen dem in Altona geborenen und später in Emden als Rabbiner tätigen Jacob ben Zwi Emden (gen. Jacob Hirschel), der sich als Buchdrucker in Altona niederließ, bis er 1776 starb, entbrannte um die „richtige“ Linie in der jüdischen Gemeinde. Weil aber der Oberrabbiner – von staatlicher Seite toleriert – das Recht hatte, über die Angelegenheiten der Gemeinde autonom zu entscheiden, hatte Emden auf die Dauer keine Chance, sich und seine Linie durchzusetzen. Seine Buchdruckerei gab er jedoch nicht auf. Oberrabbiner Eibeschütz ließ seine eigenen Werke bei Katz in Altona drucken (u.a. „Kreti we-pleti“, 1763), später bei Moses Bonn, dessen Werkstatt unter dem Namen „Gebrüder Bonn“ weiter existierte, bis 1938 der Betrieb geschlossen wurde: Die Nationalsozialisten machten alle kulturellen Aktivitäten der jüdischen Gemeinden unmöglich. Arnheim schließt seinen Aufsatz mit der Bemerkung, dass noch heute ein 1804 von den Brüdern Bonn gedrucktes Buch zu den hohen Festtagen in der Kopenhagener Synagoge gelesen wird – ein Beispiel für die Bedeutung, die der Altonaer Buchdruck für das kulturelle Leben der dänischen Juden besaß. Angela Graf

*Dietrich Roth* (Hg.), Die Blumenbücher des Hans Simon Holtzbecker und Hamburgs Lustgärten. Hans Simon Holtzbecker, Hamburger